Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 89 (1999)

Artikel: Literatur im 21. Jahrhundert
Autor: Kurer, Fred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947433

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Literatur im 21. Jahrhundert

Fred Kurer

Historiker waren zu keiner Zeit gute Propheten. Dem Literaturhistoriker ist in allem zu misstrauen, was er bezüglich «Literatur im 21. Jahrhundert» von sich gibt, insbesondere dann, wenn er, wie ich im folgenden, feuilletonistisch locker sich äussert.

Der Zustand heute:

Der Musik geht es schlecht, der Literatur und der bildenden Kunst gut ...

Szene in der Tonhalle, Kleiner Saal: Im Spotlicht ein Cellist, der sein Instrument bearbeitet im Dialog mit vier weiteren Cellisten, die nur in den Boxen, ab Tonband präsent sind. Versammelt im Saal sind rund hundert Verschworene des «Kontrapunkt», der Vereinigung der Freunde moderner Musik.

Die Gegensätze könnten nicht grösser sein: An der Frankfurter Buchmesse präsentieren sich hunderttausende von neuen Titeln einem in Massen erschienenen Lesepublikum; bei der Lesung von Enzensberger an der St.Galler Universität fanden Hörwillige knapp Platz im Auditorium Maximum.

Volksauflauf in Basel am letzten Sonntag vor dem Enthüllen der von Christo verpackten Bäume: 40 000 sind's, die es noch rasch wissen wollten.

... oder etwa nicht?

Wer erinnert sich nicht der drei Tenöre, die über TV-, Rundfunkanstalten und CD die halbe Welt und mehr schmetternd überzogen? Wer, bitte, war noch nicht an den Bregenzer Festspielen (Zauberflöte), in der Arena von Verona (Aida), am letzten Klubhauskonzert (Beethoven)? Der Musik geht's nicht nur gut: sie boomt.

Von den Büchermassen aber, an der Frankfurter Buchmesse vorgestellt, ist der Grossteil ungelesen verschwunden, zum Teil schon eingestampft: die jungen Schweizer Autoren Jenny, Weber, Kauf, vor kurzem noch in aller Munde: wo, wer sind sie? Zur Lesung von Werner Lutz kamen ein paar Handvoll Leute. Man sieht: um die Literatur ist es schlecht bestellt. Und bei meinem letzten Besuch im St.Galler Kunstmuseum am Sonntagmorgen waren wir zu zweit: meine Frau und ich. Ganz klar: die bildende Kunst serbelt.

Was stimmt jetzt?

Alles und nichts.

In der Schweiz existiert seit dem Clottu-Bericht ein «Entwurf einer Kulturdemokratie». Sein Grundton: Euphorie. Alles, suggeriert die in der Blüte der Hochkonjunktur entstandene Studie, werde nicht nur mach-, vielmehr auch finanzierbar. Jetzt, bei immer knapper werdenden Mitteln der öffentlichen Hand wie auch der privaten, stellt sich die Frage nach der Zukunft. Oder nicht? Worauf allgemein vehement gesetzt – und in Zukunft noch vehementer gesetzt werden wird – sind

Events.

Event, aus dem Amerikanischen, heisst: Ereignis, besonderer Anlass. Ereignisse, Anlässe sind machbar.

Auf ihre Weise auch auf dem Büchermarkt. Manchmal etwas moderat inszeniert: Aber Jenny, Weber, Kauf & Co. werden bestimmt ihre Schweizer Nachfahren finden bei späteren Literaten bei Weiterführung des eingeschlagenen Kurses unseres Kulturbetriebs, eines Kulturbetriebs, der aufbaut auf Quantitativem, auf inszenierten Hits, auf kurzfristig Erfolg und Gewinn Versprechendem. Sie werden auch wieder vergessen gehen. Denn wir haben gelernt und wissen: der Event steht unter dem Diktat des Tempos, der

Kurzlebigkeit.

An der Vernissage – im Gegensatz zum Sonntagmorgen – der oben erwähnten, von mir und meiner Frau allein besuchten Ausstellung wimmelte es von Leuten. (Und wie sagte neulich ein Galerist?: Was ich nicht verkaufe in der ersten Nacht und am folgenden Tag bleibt unverkäuflich.)

Der Roman von einem, der auszog, das einsame Hören in den Bergen allein zu pflegen, um dann im Unterland berühmter Organist zu werden, brachte seinem jugendlichen Autor eine riesige Leserschaft, ein – wie ich höre – dito Vermögen und dem Verlag viel Geld. Wo aber ist das in die Lüfte hinauf gefeierte Genie heute?

Zum oben angeführten Kontrapunkt-Konzert: Kein Event, meint der Klassik-Radio-Fan. Selber schuld, wer da noch hingeht: sollen die Macher der Neuen Musik sich nur noch weiter ins Elitäre, Doktrinäre, in ihre Laborwelt des Experimentellen versteigen.

Gerade dieses Konzert aber war es, das mir im Gedächtnis haftet, und der schmale, sorgfältig edierte Gedichtband von Werner Lutz wird mir von Tag zu Tag lieber. Woraus ich für mich schliesse: Ich brauche keine Event-Kultur. Anders gesagt: Kultur folgt ihrer eigenen Zeit. Das Kulturerlebnis, das Literaturerlebnis folgt nicht dem zeitlichen Diktat ihrer Vermarkter.

«Die Globalisierung stösst an Grenzen»

titelte die NZZ zum Jahresausgang 1998 im Hinblick auf Wirtschaft und Politik. In der Kultur, insbesondere in der Literatur sind diese Grenzen längst sicht-, ja greifbar. Beat Brechbühl, Schriftsteller und Verleger, sagt es so: «Im gegenwärtigen Fusionsrausch finden sich Nischen. (...) Je mehr die menschliche Landschaft auf Effizienz in Sachen Termine, Geld, Ertrag getrimmt ist, desto stärker brauchen wir die Langsamkeit, das Unhektische, das Entwickeln und Erkennen einer Ästhetik, das Quere, Kultur von nachhaltiger Qualität. (...) In einer höchstgepuschten Leistungs- und Produktionsgemeinschaft sind Gegengewichte dringend notwendig. Ohne Leerorte und Leerzeiten zum Denken, Fühlen, Durchatmen läuft nichts mehr.»

Die Welt als «global village»:

In der Literatur wird sie überdeutlich in der «Veranglifizierung». Selbst wer die jeweiligen Bestsellerlisten nur flüchtig überfliegt, weiss, dass der überwiegende Teil der Belletristik aus englisch-sprachigen Räumen zu uns kommt, meist noch – was mich erstaunt (bei der angeblich phantastischen Kenntnis der englischen Sprache aller!) – in deutscher Über-

setzung. (Dass sich, im Gegensatz zur Belletristik, Englisch als lingua franca – wie das Latein im Mittelalter – weltweit durchgesetzt hat, ist eine Binsenwahrheit.)

Brechbühl quasi paraphrasierend möchte man die These aufstellen: Je mehr aber die Globalisierung um sich greift, um so stärker werden Wunsch, Wille, Kraft nach und für

Individualisierung.

Gewiss: im Zeichen weltweiter ökonomischer und kultureller Vernetzung erscheint das Hin zum global citizen, zum Weltbürger fast als Notwendigkeit. Das Individuum muss in vielen Fällen aus seinen engeren Herkunftsbindungen heraustreten, um selbst, um die Zukunft bestehen zu können. Andrerseits sind gerade Zugehörigkeiten unabdingbare Voraussetzungen für erweiterte Erfahrungen, um nicht, als flexibler Mensch, der man heute zu sein hat (Richard Sennett), ins Driften zu kommen.

Martin Walser und Hans Bösch, wenn Namen einmal genannt werden sollen, wären herausragende Beispiele von Romanciers, die aus ursprünglichem, persönlichstem Umfeld Gültiges geschaffen haben im zu Ende gehenden Jahrhundert. Sind sie Ausnahmen aus der Regel?

Denn was Literatur, die über die Verkaufstische der Buchhandlungen und vor allem der Warenhäuser ging, in den letzten Jahrzehnten in zunehmendem Masse prägte, ist die Tatsache, dass sie in zunehmendem Mass sich eben nicht zur Weltliteratur, sondern zur Allerwelts-Literatur entwickelte, zu einer im schlimmsten Fall – globalen, seichten Airportschreibe mit beliebig austauschbaren Figuren und Handlungsorten.

Die Individualisierung, meine ich, findet ihren extremsten literarischen Ausdruck in der

Mundartlyrik.

Sie hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen und wird in den nächsten an Bedeutung weiter gewinnen. Sowinski – in seinem «Lexikon der deutschsprachigen Mundartautoren» – listet mehr als 10 500 Schreiber und Schreiberinnen auf! Die Zahl ist am Zunehmen. Germanist Rainer Stöckli in seiner HSG-Vorlesung 1998 zeigte klar, wie Mundartliteratur als ernst zu nehmende Literatur weit greift und, wo ernsthaft betrieben, dem Sprüchli-, Versli-, Gschichtlihaften bald einmal entkommt und wächst zu eigenständig dichter Grösse. In der Rückbesinnung auf die Sprache, in der man aufwächst und lebt, ihre Vielfalt, ihren Klang, in der Erkundung und Verschriftlichung der eigenen Umgebung, Erfahrung, Geschichte, der eigenen Gefühle, Wirklichkeiten, der eigenen Geworfenheit wird grosse Literatur möglich. Allerweltssprache Englisch gegen heimatlichen Dialekt, der Anspruch der Literatur der grossen Erstauflagen gegen den Rückzug auf das Recht des Privaten: Zu hoffen bleibt immer, dass aus der literarischen Rückbesinnung kein reaktionärer Rückzug ins Privatissimum des Gestrigen werde. Würde er das, hätte er keine Chance auf Verbreitung. Allerdings: eine grosse

Leserschaft

ist der Mundartlyrik, ist der Lyrik überhaupt zu keiner Zeit beschert und wird es nie sein. (Anlässlich einer Tagung in der Kartause Ittingen kam man überein, dass es wahrscheinlich mehr Lyriker gebe als Lyrikkonsumenten!)

Wer aber liest Belletristik, – und wird sie im nächsten Jahrtausend eine Chance haben? Der Hinweis aufs Fernsehen als Gefahr für die Literatur scheint mir läppisch. Kein vernünftiger Mensch vergleicht den Verzehr eines Hamburgers mit dem Genuss einer Flasche Meersburger Schlosswein.

Von der Computerfront erreicht uns die Nachricht, dass ab dato die ersten E-Books zu haben seien, elektronische Bücher mit auswechselbarem Inhalt in Taschenbuchformat, die Seiten auf Knopfdruck umblättern können. Ob sie es schaffen werden, uns bedruckte Buchseiten abzugewöhnen? Ich halte es mit Kathrin Meier, die meint, das dürfe mit Recht bezweifelt werden. «Statt der einst prophezeiten Mahlzeiten-Pille haben wir (...) die Delikatessa bekommen.» Die

Gefahr

für die Literatur droht von der politisch-ökonomischen Seite.

Sollte es wahr werden, dass in Zukunft statt der effektiv verkauften die am Lager liegenden Bücher besteuert werden, stünde es um den Buchhandel bald noch böser als jetzt. Und würde beinahe schon das Ende bedeuten jeder literarischen Kontinuität und Tradition: bekanntlich hatten (und haben) es literarische Meisterwerke schwer, von einem breiteren Publikum als solche erkannt (und gekauft) zu werden. (Man denke an Joyce, an Nabokov.) Käme es gar zur Aufhebung der Ladenpreisbindung für Bücher, wie sie von den EU-Behörden zur Zeit diskutiert wird, würde der einzigartigen Titelvielfalt in europäischen Buchläden, würde der (noch) existierenden Buchkultur der Todesstoss versetzt.

Globalisierung + Lokalisierung = Glokalisierung?

Der St.Galler Matthias Städeli – in einem nicht veröffentlichten Papier «Kulturpolitische Thesen» – zitiert Clifford Geertz, wo er sagt, die Welt von heute zeichne sich durch ein Paradox aus: «Die wachsende Globalisierung geht einher mit einer Zunahme neuer Differenzierungen; es gibt immer weitgreifendere Verbindungen bei immer verzwickteren Teilungen. Kosmopolitismus und Provinzgeist sind keine Gegensätze mehr, sie sind miteinander verbunden und verstarken sich wechselseitig.»

Jetzt, nach dem Untergang des Sozialismus, angesichts des Untergangs des kapitalistischen Wertsystems (George Soros) und dem lawinenartigen Entstehen von multikulturellen Gesellschaften warten der zukünftigen Schriftstellergenerationen riesige Aufgaben. Ich bin gespannt, wie sie sie lösen.

Die zwanziger Jahre, noch immer die jeweils besten in vergangenen Jahrhunderten, werden es auch im nächsten Jahrtausend in sich haben.